

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Inspektor stand, als hätte ihn jemand vor den Kopf getroffen. Er ließ seine Augen von seiner Frau zu Karl Zdurotschin wandern und schüttelte langsam den breiten Schädel.

„Sie sind doch nicht etwa dagegen?“ rief Karl Zdurotschin bestürzt.

„Komm!“ sagte August Knorred zu seiner Frau und verließ mit ihr das Zimmer. Karl Zdurotschin blieb allein. Er schaute in den Spiegel und bemerkte, daß er ein sehr verblüfftes Gesicht machte. Dann hörte er Hedwigs Schritte im Hausflur und hörte den Vater sagen: „Herr Zdurotschin ist drin. Er will mit dir sprechen!“

„Ach, wie schön!“ rief Hedwig und eilte herein, gab Karl Zdurotschin die Hand und hieß ihn willkommen. „Sie bleiben doch zum Mittag bei uns. Es gibt Schweinsbraten mit Dampfraut und polnischen Klößen, Hugos Lieblingsgericht. Mögen Sie das auch!“

„Deswegen bin ich nicht hergekommen,“ sprach Karl Zdurotschin ernst und redete sich auf. „Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie meine Frau werden mögen?“

Hedwig wich einen Schritt zurück, noch einen, ihre Augen weiteten sich, sie mußte sich an den Tisch lehnen. Dann preßte sie plötzlich das Taschentuch vor das Gesicht, sank aufs Sofa zurück und fing an zu lachen. Und sie lachte, daß sie fast von Atem kam.

Dieses Lachen aber war für Karl Zdurotschin gar nicht lustig, er verlor darüber seine anfängliche Sicherheit, kniete zusammen und hing betäubt auf dem Stuhl.

„Es ist mir Ernst mit meiner Werbung, Fräulein Hedwig!“ keufzte er. „Ich habe drei Millionen!“

Doch damit war Hedwigs Lachen nicht zu dämpfen. Aufs tiefste gekränkt erhob sich Karl Zdurotschin, griff zu Stock und Hut und wollte das Zimmer verlassen. Aber Hedwig vertrat ihm den Weg.

„Seien Sie mir nicht böse!“ bat sie ihn und wischte sich die Träne ab. „Aber ich konnte wirklich nicht dafür. Ich hab halt plötzlich so einen Lachkrampf gekriegt, und da konnt ich mich nicht halten.“

Damit nahm sie ihm Hut und Stock aus den Händen und brachte ihn wieder auf den Stuhl zurück. Da sah er denn, und seine Hoffnung war zunichte. Doch er war so wehmütig und so versöhnlich gestimmt, daß er ihr beim besten Willen nicht zürnen konnte.

„Sehen Sie mal, Herr Zdurotschin,“ flüsterte sie und rückte näher, „ich bin Ihnen ja ganz gut, ich weiß, daß Sie ein herzenguter Mensch sind, aber heiraten kann ich Sie nicht. Das müssen Sie doch einsehen.“

Eigentlich sah er es ein, und doch wunderte er sich darüber, daß er nicht wütend wurde und alles in kleine Stücke hieb. So hundsmiserabel war ihm zumute. Jetzt nämlich, wo er den Korb in Händen hielt, ward er sich seiner großen Dummheit bewußt.

„Aber ich hab drei Millionen!“ preßte er sich endlich heraus.

„Ich kann wirklich nicht!“ beschwor sie ihn. „Ich mag überhaupt nicht heiraten.“

„Ach so!“ nickte er hoffnungslos. „Und ich dachte, Sie hätten schon einen andern!“

Hedwig schüttelte den Kopf und wurde ein wenig rot. „Aber warum haben Sie mich denn eingeladen?“ fragte er ratlos.

„Das will ich Ihnen sagen!“ flüsterte sie und rückte noch näher, was ihm außerordentlich angenehm war. „Sie haben doch drei Millionen!“

Karl Zdurotschin nickte bedeutungsvoll. „Nun meine ich,“ fuhr sie listig fort, „es muß doch sehr schön sein, wenn man mit diesem Gelde so ein recht gutes Werk tun könnte.“

„Um!“ machte Karl Zdurotschin nachdenklich. „Leisten könnt ich mir's schon!“

„Nämlich,“ sprach sie leise und legte ihre Hand schmeichelnd auf seinen Arm, „unser Herr Baron hat so viel Schulden bei Bartenstein und Devijohn in Sulitsch. Dem sollten Sie helfen! Er ist ein lieber, guter Mensch, gar nicht so wie die andern.“

„So?“ meinte Karl Zdurotschin argwöhnisch, denn seine Eifersucht witterte sofort einen Nebenbuhler. „Für den interessieren Sie sich ja mächtig!“

„Ach, was Sie wieder denken!“ rief sie errötend und ließ seinen Arm fahren. „Er ist ja längst verheiratet!“

„Na so!“ beruhigte sich Karl Zdurotschin schnell. „Wenn's Ihnen eine Freude macht, will ich die beiden Sulitscher austausen. Aber etwas müssen Sie mir versprechen. Ich seh ein, daß ich zu alt bin zum Heiraten. Aber Ihre Freundschaft werden Sie mir nicht abschlagen!“

„Gerne!“ rief Hedwig und reichte ihm die Hand. „Ich hab nämlich keinen Menschen auf der ganzen Welt, der's gut mit mir meint,“ bekannte Karl Zdurotschin, und es fiel ihm unter dem Schutz von Hedwigs klaren Augen gar nicht schwer. „Alle meinen sie mein Geld.“

„Ich doch auch!“ sagte sie schnell.

„Rein!“ wies er sie freundlich zurück. „Das ist was anderes. Ihnen bin ich nun einmal gut! Dagegen läßt sich nichts machen. Und ich werde jetzt alle Wochen ein oder zwei Mal nach Briklawe kommen. Und dann sehen Sie sich immer neben mich, damit ich wenigstens etwas von Ihnen habe. Und dann müssen Sie mir versprechen, sich nicht eher zu verheiraten, bis ich tot bin.“

„Das kann ich Ihnen versprechen!“ sagte sie fest und nahm seine Hand.

„Abgemacht!“ rief Karl Zburotschin, dem wieder leicht ums Herz war. „Und wenn ich heute nach Hause komme, werde ich sofort mein Testament ändern.“

„Weshalb denn?“ fragte Hedwig überrascht.

„Weil eine Dummheit drin steht!“ erwiderte er und nahm Hut und Stod.

Hedwig geleitete ihn bis zur Tür.

„Jetzt sagen Sie mir nur noch das eine!“ sprach er und blieb stehen. „Warum Sie sich für den Baron so ins Zeug legen. Sie müssen doch einen Grund haben.“

„Gewiß!“ flüsterte sie, und ihre Wangen röteten sich wieder. „Denken Sie doch, wenn sich der Herr Baron hier auf Briklawe nicht halten kann, dann verliert Vater gewiß seine Stellung.“

Karl Zburotschin nickte, das leuchtete ihm ein.

„Gehen Sie nur gleich hinüber!“ mahnte sie dringend.

„Jetzt treffen Sie ihn noch zu Hause. Sagen Sie aber nicht, daß ich Sie geschickt habe. Und um halb eins kommen Sie zum Essen!“

Wie zwei alte, gute Freunde schüttelten sie sich zum Abschied die Hände, Hedwig sah ihm nach, wie er über den Hof schritt und den rechten Fuß ein wenig nachschleppte. Walbmann begleitete ihn höflich und schaute ihn hin und wieder vorwurfsvoll an.

„Hedwig!“ rief die Mutter frohlockend und stürzte herein.

„Ich hab ihn fortgeschickt!“ lächelte die und wies auf den Hof hinaus. Frau Knorred stieß einen Schrei aus, als müßte sie ersticken, und fiel auf den Stuhl. Es war ihr unsagbar, wie man das Glück so mit Füßen treten konnte!

„Hab's nicht anders von dir erwartet!“ sprach der Vater ruhig, setzte sich in die Sofaede und studierte das Sulitscher Kreisblatt, in dem die neue Reichstagswahl angezeigt war. Sie fiel auf den dritten Juli. August Knorred kurrte unwillig. Der Termin hätte auch ein paar Wochen zeitiger sein können!

In diesem Augenblicke stapfte Karl Zburotschin zu Friß von Winkelberg herein.

„Ich bin Karl Zburotschin!“ stellte er sich vor. „Sie kennen mich doch!“

„Dem Namen nach!“ lächelte der Baron und wies auf einen Stuhl.

„Ich habe gehört,“ begann Karl Zburotschin und setzte sich schwerfällig, „daß Sie mit Bartenstein und Levijohn in geschäftlicher Verbindung stehen. Hohe Prozente natürlich. Ich kenne das. Ich biete Ihnen das Geld zu vier Prozent.“

Friß von Winkelberg stupte und fragte nach Karl Zburotschins Absichten. Der verwickelte sich bald in Widersprüche, weil er Hedwig nicht verraten wollte.

„Mir ist ganz gleich, wo mein Geld arbeitet!“ meinte er leicht hin.

„Ihr Anerbieten ist sonderbar,“ erwiderte Friß von Winkelberg und erhob sich. „Zunächst ist Briklawe sozusagen eine faule Sache.“

„Das ist mir ganz schnuppe!“ sagte Karl Zburotschin. „Ich will gar kein Geschäft machen.“

„Sodann,“ fuhr der Baron fort, dessen Argwohn stetig wuchs, „kann ich Ihnen nicht die geringsten Sicherheiten bieten, denn Briklawe ist Majorat. Sie gehen überhaupt von ganz falschen Voraussetzungen aus. Ich bin nur Verwalter dieses Gutes für Bartenstein und Levijohn. Liegt Ihnen aus irgend einem Grunde etwas an diesen Schiebung, so wenden Sie sich an diese Herren. Mir kann es ganz gleichgültig sein, in welchen Kanal die Zinsen fließen.“

„Mir nicht!“ rief Karl Zburotschin und stand auch auf.

„Das kann ich mir denken!“ bestätigte der Baron und trat näher. „Sie haben nämlich Absichten, mein werter Herr Zburotschin. Sie stehen in Verbindung mit der Nebenlinie, an die das Gut fällt, wenn ich mich nicht mehr halten kann. Und dafür werden Sie schon sorgen, wenn Sie erst das Heft in den Händen haben.“

Karl Zburotschin machte den Mund auf.

„Aber es wird Ihnen nicht gelingen!“ fuhr der Baron lebhaft fort: „Jetzt bin ich hier, und ich werde diesen Boden verteidigen, bis man mir das letzte Hemd pfändet. Und solange ich meinen Inspektor habe, fürchte ich mich nicht. Leben Sie wohl!“

Damit bekam Karl Zburotschin einen breiten Rücken zu sehen und machte den Mund wieder zu. Zwei Minuten später stand er vor dem Hause.

Komische Menschen! dachte er still bei sich und lächelte. Aber er wollte seinen dicken Kopf schon durchsetzen. War Briklawe wirklich eine faule Sache, dann hatte es keine Schwierigkeit, die beiden Sulitscher Juden auszufaufen! Die Uhr schlug zwölf. Er schritt über den Platz und fragte nach der Schule, klopfte zuerst bei Sebalbus Pohl an und ließ sich dann nach der evangelischen Schule weisen.

Hugo aber, der ihn über den Platz gehen sah, brückte sich aus dem Gasthaus nach Hause und traf Hedwig im Garten, wo sie aus den Frühbeeten etwas Suppenkraut holte. Er wagte gar nicht zu fragen.

„Karl Zburotschin war da!“ rief sie ihm entgegen.

„Na und?“ fragte er bekommen.

„Er hat mir einen Heiratsantrag gemacht!“ lachte sie. „Wie komisch!“

„Also hast du mich doch im Stich gelassen!“ sprach er und ließ den Kopf hängen.

„Du bist wohl nicht recht bei Troste!“ lachte sie hell auf und sprang in die Küche.

Moriz Gassel aber stand vor seinen Bienenkörben und schaute glücklich auf die fleißigen Immenjungfrauen, die aus- und einflogen. Jede, die von der Weide zurückkam, trug an den Körbchen der Hinterbeine ein braunes oder gelbes Höschen aus Pollenstaub, denn die Haselnuß hatte schon ihre zarten Köpchen herausgehängt. Da hörte er Schritte hinter sich und sah Karl Zburotschin in den Garten treten.

„Wie geht's, Schulmeisterlein!“ schrie Karl Zburotschin schon von weitem. „Denk mal an, ich kann mein Geld nicht loswerden.“

„Das kann doch nicht so schwer sein,“ lachte Moriz Gassel und drückte ihm die Hand. „Schau mal da drüben die Wirtschaft! Der heißt Fürchtegott Fettscher. Der könnte ein paar Stangen Gold brauchen, daß er wieder in die Höhe kommt.“

„Menschenkind!“ schrie Karl Zburotschin und schlug ihm hart auf die Schulter. „Seid ihr denn in Briklawe alle verrückt geworden! Willst du mich denn nicht endlich anpumpen!“

„Nein!“ sprach Moriz Gassel ruhig. „Ich brauche nichts. Ich bin jetzt provisorisch angestellt und kriegt monatlich sechszehnweidrittel Mark mehr.“

Karl Zburotschin schüttelte nur den Kopf und ließ sich von ihm durch den Garten und das Haus führen. Sie machten auch einen Gang vor das Niederdorf.

Als Karl Zburotschin nach der Uhr sah, war es schon über eins. Da gingen sie zu Franz Wiegelt, und Karl Zburotschin bestellte ein Mittagessen. Dann saßen sie bei einer Flasche Mosel wohl eine Stunde im Herrenzimmer. Moriz Gassel erzählte, und Karl Zburotschin hörte zu und verdaute inzwischen.

Um die Kaffeezeit erschien Hugo vor dem Gasthaus. Scheu sah er sich um.

„Hugo!“ schrie Karl Zburotschin und stieß das Fenster auf. „Komm hier herein!“

Und Hugo erschien, ziemlich gedrückter Stimmung, um zu retten, was noch zu retten war.

„Ich hab mein Möglichstes getan!“ entschuldigte er sich kleinlaut.

(Fortsetzung folgt.)

## Minenkampf.

Einer tatsächlichen Begebenheit nachzählt von A. Wende.

In den ersten Kriegsmonaten schlugen wir die großen Schlachten mit in Vothringen und um Mey. Dann begann der Zug gegen Verdun. Unsere Division drang immer weiter vor in der Cotes Lorraine, und schließlich besetzten wir die Maashöhen bei Combres. Von dort zog sich unsere Stellung nach Nordosten in die Woivre-Ebene hinein über Mardeville nach Etain. Die Bedeutung der Combreshöhen als fester Plankenschutz wurde uns klar. Wir schanzten ohne Hast und stellten ein festes Bollwerk her gegen den Feind. Der Tag, an dem die Höhen der Schanzenplatz blutigen Ringens werden sollten, mußte kommen. Der Brigadobefehl ein festungstragartiges Vorarbeiten, und unsere Bomben schoben neben den Sapden unterirdische Minengänge gegen die stark ausgebauten Feldbefestigungen der Franzosen vor. Die Ruhezeit war sehr kurz bemessen; bei Tage Arbeitsdienst, bei Nacht angestrengtester Wachdienst, die Arbeit war also außerordentlich schwer. Dazu hatte man die Gewißheit, daß unsere Gegner sich mit demselben Plane trugen und uns durch Minengänge bekommen wollten. Wir waren also auch nicht sicher davor, eines Nachts abnungslos in die Luft zu fliegen. Schon hatten wir, 10 Meter unter der Erde, unseren Minenstollen 120 Meter weit vorgetrieben,

da meldete mir der Gefreite der Pioniergrube, die am Stollenkopf arbeitete, daß dort Spaten- und Hackarbeit, sowie Sprechen gehört werde, die Franzosen sich also anscheinend senkrecht zu unserem Gange heranzubereiten. Ich ließ die in dem Stollen arbeitenden Pioniere ausruhen und blieb mit dem Unteroffizier Nagel, dem Gefreiten Dürbel und dem Landwehr-Pionier Amann allein im Stollen. Trübe flackerte das Licht in den Grubenlaternen hin und her, als lecke es gierig nach den Resten Sauerstoff, die sich noch in der stickigen Grubenluft befanden. Wir verhielten uns ganz leise. Ich legte mich lang hin und horchte mit dem Ohr am Boden und an den Stollenwänden die Umgebung ab. Lange war nichts zu hören. Wenn wirklich Franzosen in der Nähe an der Arbeit waren, so schienen sie in diesen Augenblicken entweder auszuruhen oder aber ebenfalls auf der Lauer zu liegen. Wir vernahmten auch das leiseste Geräusch. Endlich hörte ich das Aufstirren eines Spatens auf einen der vielen fest im weichen Lehm Boden kleinen und großen Steine. Es war richtig. Die Franzosen näherten sich unserem Minengange in fast senkrechter Richtung und es konnte sich nur noch um ein paar Meter handeln, dann müßten sie unseren Gang erreicht haben. Ob die da draußen ahnten, wie nahe sie den verhassten Deutschen waren? Für uns aber, die wir die Gewißheit hatten, hieß es, sich jetzt schnell und lautlos an die Gegner heranzuarbeiten, um ihnen das geplante Spiel aus der Hand zu nehmen. Beim Lichte einer elektrischen Taschenlampe schrieb ich eine Meldung und zugleich, daß man mir einen Sprengladungstrefor mit der nötigen Sprengladung und dem Zündmaterial her-schicken solle. Eine gute Stunde, die wir mit pochendem Herzen abwarteten, war vergangen, ehe alles herbeigekauft war, und dann stellte ich die Frage an die Gruppe, wer freiwillig bei mir bleiben wolle, um den Kampf mit den zu erwartenden Franzosen aufzunehmen. Da war nicht einer von den starkherzigen Männern, der auch nur eine Sekunde überlegt hätte, alle meldeten sich. Ich wählte mir die drei schon oben genannten aus und hieß die anderen wieder abziehen.

Wir Zurückbleibenden entfernten nun leise die Holzverschalung. In die rechte Seitenwand des Stollens gruben wir mit Hilfe der Seitengewehre, Taschenmesser und Hände ein genügend großes und tiefes Loch — Spaten und Hack konnten wir nicht verwenden, da wir ganz leise zu Werke gehen mußten, — und beteteten darin die Sprengladung. Dann erweiterten wir den Stollenkopf nach Möglichkeit, daß wir vier bequemer nebeneinander Platz hatten und unsere Waffen gebrauchen konnten. Mit dieser Arbeit war wieder fast eine Stunde vergangen und jetzt hieß es, abwarten, wie sich die Sache entwickeln würde. Das Geräusch des Arbeitens, in das auch deutlich die Stimmen der sich unterhaltenden Franzosen hineinklang, wurde dumpf, wie aus weiter Ferne kommend, immer hörbarer. Es konnte sich nur noch um eine Zwischenwand von einem bis anderthalb Meter handeln, die uns von den französischen Mineuren trennte. Fieberhaft waren unsere Sinne und Muskeln angespannt, da wir jeden Augenblick das Durchbrechen der Feinde erwarteten. Ich stand in der Mitte, den Drowning schußbereit, rechts und links von mir lauerten Nagel und Amann, ebenfalls angriffsbereit, und hinter uns stand der Gefreite Dürbel, unser sicherster und zuverlässigster Handgranatenwerfer, der den Auftrag hatte, Handbomben in den französischen Grabenteil zu werfen, wenn sich die Gelegenheit böte und wenn wir mit den Franzosen nicht fertig würden. Es war ein aufregendes, peinvolles Abwarten im Finstern, da ich die Lichter hatte löschen lassen, um den Franzosen kein Ziel zu bieten.

Jetzt verstummte das Arbeitsgeräusch wieder, aber die Unterhaltung wurde lauter geführt. Ich blickte auf meine Radiumuhr am Handgelenk, es war kurz vor neun Uhr abends.

„Wahrscheinlich Lösung oder Arbeitsruhe!“ flüsterte ich meinen Kameraden zu. Unteroffizier Nagel neben mir ließ seine Taschenlampe ausblitzen, leuchtete rückwärts und griff nach einem Brunnenbohrer, mit dem er jetzt geräuschlos und vorsichtig in den Lehm Boden bohrte. Nach nicht allzu langer Zeit gewährte uns ein knapp kirchenschirmgroßes Loch einen Einblick in den feindlichen Grabenteil und ließ uns die gefährliche Unterhaltung erhörten. In dem von einigen Grabenlichtern trüblich erleuchteten Raum sahen wir stehen oder acht Gestalten, sowie allerhand Arbeitsgerät. Vier oder fünf schienen gewöhnliche Pioniere zu sein; sie hatten Spaten oder Hacken in den Händen und gaben auf die Fragen eines Genie-Offiziers Bescheid. Die anderen Soldaten waren anscheinend Unteroffiziere und Begleiter des Offiziers.

Der Offizier, der an der Brust eine hellleuchtende Laterne stecken hatte, hockte auf einer am Boden stehenden Kiste und feuerte die Leute an: „Bravo! Kinder!“ hörte ich ihn sagen, „wenn ihr so weiter schafft, dann sind wir in dreißig Stunden drüben, und morgen Nacht können die verd. . . . Preussens die Reise in die Luft antreten.“

Die Pioniere sachten zustimmend, spuckten in die Hände und schickten sich an, die Arbeit fortzusetzen. „Jetzt!“ flüsterte ich meinen Leuten zu. Wir waren bereit. Vier- oder fünfmal hörten wir die Hacken gegen die Lehmwand klatschen, dann fuhr ein wuchtig geführter Spatenstich durch die Wand ins Leere und riß den letzten Rest der trennenden Schranke nieder. Ich hatte mein Ziel: dreimal hintereinander drückte ich ab, mitten in das Knäuel der verbliebenen Franzosen. Zugleich knallte es rechts und links neben mir und mit lagenartigem Sprünge setzten meine Neben-

männer durch den schmalen Spalt. Ich sah den französischen Offizier, von meiner Kugel getroffen, seitwärts fallen und einen der an der Wand lehrenden Unteroffiziere zusammenbrechen. Der zweite wollte fliehen, stolperte aber und schlug lang hin. Schon waren wir drüben. Es war ein Schlag, Zerren, Stoßen, Drängen und Hin- und Herschieben von nur wenigen Minuten, aber auf beiden Seiten mit wahnsinniger Erbitterung durchgeführt. Wir blieben Sieger und bei dem winzigen Licht der einzigen französischen Laterne, die in dem Tunnel ganz geblieben war, sah ich, daß fünf Franzosen tot oder verwundet hilflos am Boden lagen, während die drei anderen von meinen Leuten geknebelt wurden. Leider aber hatte auch mein braver Gefreiter eine schwere Verwundung durch einen Spatenhieb erhalten.

Ich löschte jetzt die Lampe, und nur bei dem Scheine meiner Taschenlampe, die ich hin und wieder aufblitzen ließ, wurden die unverwundeten Franzosen in unseren Grabenteil geschleppt, während ich mit schußbereitem Revolver in der Faust angespannt lauschte, ob das Geknalle die Franzosen angelockt hatte. Nichts rührte sich; nur das Stöhnen der Verwundeten durchdrang die Stille und Finsternis. Da bligte in unserem Rücken der Schein von Lampen auf: Verstärkung von unseren Leuten nahte, die von unserem Hauptmann gefandt waren, nachzusehen, wie es mit uns stehe. Einer kausste mit der schnell zugeflüsteren Meldung zurück, und die anderen halfen schnell und geräuschlos die Verwundeten und Gefangenen fortzuschaffen. Auf französischer Seite regte sich nichts.

Nun gingen wir an die Fortsetzung unseres Werkes. Mit neuer Mannschäftsverstärkung war unser Hauptmann mitgelommen, und mit schußbereiten Waffen tappten wir den dunklen französischen Grabenteil entlang, dem französischen Ausgangspunkt zu, mit zählenden Schritten ausmessend, welchen Weg wir zurückgelegt. Nach ungefähr siebzig Metern machten wir Halt. Wir mußten nach unserer Rechnung in der Nähe des feindlichen Ausgangs sein. Eilfertig wurde der Stollen verbaut, unsere mit 800 Kilogramm Sprengstoff geladene Mine zündfertig gemacht und die Zündleitung gelegt. Dann ging's in aller Hast zurück, und zwanzig Minuten vor Mitternacht flog die feindliche Stellung in die Luft.

## Die Erdbeere.

Von L. Malten.

Es ist merkwürdig genug, daß diese aromatischste der Beerenfrüchte und zugleich ein so nahrhaftes Obst, das alles, was wir zur Erhaltung unseres Körpers brauchen, enthält, verhältnismäßig kleine Kulturen erzielte — oder besser gesagt, diese Kulturen erst seit zwei Jahrzehnten in Aufnahme kamen. Die Ersten, welche Feldkulturen einführten, waren die Amerikaner und die Schottländer. Dann fing man an, sich im Bedischen, am Rhein bei Niederwalluf insbesondere und vor allem im Sächsischen für diese nützbringende Kultur zu interessieren.

In den Koffebaudener Weinbergen, in den Dörfern entlang der Elbe bei Dresden, in Borsdorf, Blasewitz, in der herrlichen Lößnitz finden wir ganze Landstriche, die Beerenträge liefern und ihren Pflegern reiche Mittel einbringen. Freilich haben besonders die sächsischen Kulturen geradezu Weltrauf erreicht.

Erdbeeren waren schon im Altertum bekannt, aber erst im 16. Jahrhundert fanden sie in Europa Eingang und die nach immer neuen Sensationen für den Gaumen lästernen Franzosen schenken der schönen Frucht nähere Beachtung.

Erdbeeren gedeihen am besten in mäsig feuchtem humosen Lehm Boden, dem reichlich Sand zugemischt wird. Darum mag die Markt nicht zuletzt als ein ertragfähiges Land für Erdbeerkulturen gelten. Und wir finden aus den Küchengärten von Werber reichliche Zufuhr für den Millionenmagen von Berlin und darüber hinaus. Ihre Anpflanzung lohnt für das kleinste Stückchen Land, das man zur Verfügung hat, denn sie ist eine der dankbarsten und gar nicht sehr mühevoll.

Unter den Erdbeersorten für die Tafel sind am reichsten im Ertrage, am aromatischsten im Geschmack u. a. „König Albert“, sehr großfrüchtig „Deutsche Kronprinzessin“, „Roch“, und „Abblt“, „Delvetica“ und unter den kleineren aber sehr feinen Sorten „Schöne Wienerin“ und „Schöne Anhaltinerin“.

Am schönsten ist die frische Erdbeere als Genuß- und Nährmittel, denn jedes Konservieren raubt ihr von ihrem Aroma und von ihrer Farbe. Gefodt verliert sie alles Ansehen und wird zum Verkauf immer gefärbt. Im Haushalt sollte man ein sehr altes gutes Verfahren anwenden, womit man sich auf eine Zeit hinaus noch einen Vorrat sichern kann. Man fülle die möglichst ungewaschenen oder mindestens sehr sorgfältig wieder getrockneten Früchte in weite Gläser und gebe sehr feinen aber erstklassigen gepuderten Zucker darunter. Die Früchte ziehen Sirup und werden leicht zugebunden fortgestellt. Sie behalten auf diese Weise Farbe und Aroma — müssen aber sehr kühl und dunkel stehen.

Marmelade von Erdbeeren ist nicht so ausgiebig wie von anderen Früchten, ihres hohen Nährwertes halber aber zum Einlöchen sehr zu empfehlen. Saft und Kompott nicht minder.

Der Eisengehalt dieser Früchte wirkt ungeheurer blutbildend. Kein Genußgeregter als Linné empfiehlt sie besonders gegen Blau und Gichtleiden. Jedenfalls ist sie medizinisch nicht weniger beachtenswert als die Weintraube und Frühjahrskulturen mit Erd-

beeren dörften sich mit der Zeit ebenso großer Beliebtheit — und durch Heilungsprozesse ebensolcher Notwendigkeit erfreuen wie die Traubenkultur. Jedenfalls ist sie gegen Rheumatismus der schwierigen Zitronenkultur vorzuziehen, da sie die Verdauungsorgane nicht angreift.

Einen breiten Platz nimmt die Erdbeere in vieler Beziehung auf medizinischen Grundlagen ein, denn die Landbevölkerung, die ihre Heilkräfte vielfach selbst aus der Natur gewinnt, die durch Ueberlieferung so manches Heilkräutchen nutzbar gemacht hat, weiß der Erdbeere reiche Heilkräfte zu. Die zarten grünen Blättchen der Walderdbeere geben einen heilkräftigen Tee, der in keinem Landhaushalt fehlt, der von alten Häusern tagsaus, tagein getrunken wird und nebenher gesaft, ausgezeichnet schmeckt. Vielfach mischt man ihn mit zarten Brombeerblättern und erzielt dadurch ein Getränk, das an den chinesischen Tee erinnert. Selbstverständlich werden die Blättchen getrocknet.

Nach in der Kosmetik hat die Erdbeere, besonders die Walderdbeere, sich heimlich gemacht. In alten französischen kosmetischen Werken plaudern die Toilettenkünstlerinnen aller galanten Zeiten von der Erdbeere als Verdrängerin aller Teintfehler und als Zeitgerin zarter, schmelzreicher Haut.

Man war vom Waschen in jenen Tagen viel weniger überzeugt als von einer duftenden Salbe oder einem weichen Puder. Da entdeckte ein findiger Kopf, daß der Saft der Erdbeere den Sonnenbrand heilte — und die Sommerprossen vertrieb. Man hat ihn nicht über die Nase angeleihen und Kritik geübt, als er diese Erfahrung der Welt kundtat. Denn mit den Sommerprossen, die so unheimlich weit von der Oberhaut entfernt liegen — ich glaube, ihre Existenz beginnt erst in der dritten Schicht der Epidermis, und man kann ihnen infolgedessen schwer beikommen — ist das solche Sache mit den Heilmitteln. Ich schwöre nicht darauf und werde mich hüten, Kläubige zu suchen. Hingegen kann ich versichern, daß frisch zerriebene Walderdbeeren hart verbrannte Haut tatsächlich bleichen — mehr als das, die Haut brauner Mäße, die durch zu heiße Stieftragen gelitten haben, gewinnen Zartheit und Weiche wieder, wenn man ihnen während der Erdbeerzeit täglich einen mehrstündigen Halsumschlag von gequetschten Erdbeeren macht. Auch für verbrannte Hände nützt diese Prozedur. Andererseits haben wir heute mehr Ursache, die nützliche Frucht als Heilmittel zu benutzen, als sie tausendfachweise in die Keifel der kosmetischen Fabriken wandern zu sehen, wo man die Erdbeercreme fabriziert, der als ein wahres Verjüngungsmittel gepriesen wird.

Man wird in diesem Jahre Marmelade kochen und sie unferen tapferen Feldgrauen hinausfenden, damit sie sich daran erfreuen, und Säfte, die kühlende Getränke geben, werden auch nicht unerwünscht sein.

**Vermischtes.**

\* Der Tambourstod des 1. Garde-Regiments. An den Stod des Tambourmajors vom 1. Garde-Regiment knüpft sich eine geschichtlich denkwürdige Erinnerung. Der Stod ist ein anderthalb Meter langer, schlichtes Bambusrohr mit silbernem Knaut und silbernen Troddeln. Zur Zeit Friedrichs des Großen war es bei den Offizieren bekanntlich Sitte, einen Stod zu tragen. Er galt als Zeichen ihrer Würde und wurde nicht allein als Kommandostab, sondern nötigenfalls auch wohl „zur Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung“ gebraucht. Nun diente damals in dem Garde-Grenadier-Bataillon, aus welchem später das Erste Garde-Regiment zu Fuß hervorgegangen ist, ein Kapitän von Rohdick, welcher mit Hilfe dieses Stodes in der Schlacht bei Prag wichtige Erfolge erzielte. Er hatte mit seiner Abteilung von 100 Mann einen vorgeschobenen Posten zu verteidigen und entledigte sich dieser schwierigen Aufgabe mit ebensolcher Tapferkeit wie List. Um den Feind bis zum Herannahen von Verstärkungen hinzuhalten, gab er fortwährend mit seinem Stode die verschiedensten Kommandos, indem er bald nach dieser, bald nach jener Richtung hinzeigte, um den Schein einer größeren Truppschar zu erwecken. Es gelang ihm in der Tat, den Feind zu täuschen, um ihn dann nach Eintreffen der erwarteten Verstärkungen zu schlagen. Zur Erinnerung an diesen Vorfall schenkte Kapitän v. Rohdick, welcher später zum Generalmajor avancierte, seinem Bataillon den Kommandostab, der noch heute beim 1. Garde-Regiment hoch in Ehren gehalten wird.

\* „Riebigc.“ So nennt man nach dem wohlkneifende Eier legenden Vogel nicht nur die Zushauer beim Kartenspiel — die Bezeichnung für diese ungeren gelchene Dreinecker kommt bereits im 16. Jahrhundert vor — sondern auch in der österreichischen Armee kommt dieser Name vor. Der berühmte Feldmarschall Radetzky hatte ihn aufgebracht; er nannte seine Ordnonanzoffiziere so, und sie selbst nannten sich dann auch so „nach dem Vogel, der unermüdlich hin und her fliegt, seinen Weg durch Möhrich und Moor, durch Sumpf und Gestrüpp sucht und dabei immer heiter und wohlgenut ist, wie auch ein richtiger Ordnonanzoffizier sein soll“. Pockländer, der 1849 im Hauptquartier Radetzky's, als erster Kriegsberichterstatter, den österreichisch-sardinischen Feldzug mitmachte, hatte in einem Bericht für die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ diese scherzhafte Bezeichnung erwähnt, und die Perren

Ordnonanzoffiziere waren deshalb dem Schriftsteller sehr böse. Als dies dem Feldmarschall zu Ohren kam, bemerkte er eines Tages sehr laut und deutlich, daß er nichts Verlegendes in Pockländers Bericht gefunden: „es sei denn, daß welche von ihnen sich schämen, auch öffentlich als die braven Riebigc des alten Radetzky genannt zu werden, und die mögen sich nicht genieren, dies zu sagen.“

**Büchertisch.**

— Gute Bücher für unsere Feldgrauen! Dieser Grundlag ist in allererster Linie bestimmend für den Herausgeber von „Riebigers Büchertisch“, der bekannten Sammlung illustrierter Romane und Novellen. Daß dieses rühmliche Bestreben auch anerkannt wird, geht hinlänglich aus der Tatsache hervor, daß sich seit dem Beginn des jetzigen Weltkrieges der Absatz der jedem bekannten hübschen und handlichen rotbraunen Bände ganz bedeutend erhöht hat. Der neueste Band der Sammlung — Hermann Hiltger Verlag, Berlin-Weiß — ist als Doppelband (Nr. 1008/9) — erschienen und bringt einen ausgezeichneten Roman von Edela Rüst „Die Goldsucher“. Die Verfasserin, die sich durch manche andere Werke ihrer Feder einen ausgezeichneten Ruf als Erzählerin erworben hat, bringt auch in diesem Roman, der zum Teil in Ostpreußen, zum Teil in Berlin spielt, alle Vorgänge zur Geltung, die ihre Schreibweise auszeichnen: vor allem einen fröhlichen Humor, eine prächtige Charakterisierung der Figuren und eine ganz vorzügliche Darstellung einer reichbewegten, packenden Handlung. Der wirklich gute Roman, der zum Preise von 40 Pfg. überall erhältlich ist, wird sich sicherlich auch über die Kreise unserer braven Feldgrauen hinaus viele Freunde erwerben.

— Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Mit über 500 Abbildungen im Text und etwa 150 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzchnitt. Dritte Auflage, nach der von Professor Dr. Otto zur Straßen herausgegebenen vierten Auflage des Hauptwerkes vollständig neubearbeitet von Dr. W. Rable. 4 Bände in Leinen gebunden zu je 12 Mk. Band II: Die Fische, Lurche und Kriechtiere. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. — Mit dem Joeben in dritter Auflage erschienenen zweiten Bände der kleinen Ausgabe von „Brehms Tierleben“ ist ein Buch in die Hände des Publikums gelegt worden, das weiteste Kreise nicht weniger fesseln wird als der vorangegangene, die Vögel behandelnde dritte Band des vielseitig anregenden und gebaltvollen Werkes. Hier werden uns die Fische, die Lurche und die Kriechtiere vorgestellt — Geschöpfe, die vom Laien meist als wenig begabt und langweilig angesehen werden, tatsächlich aber in ihren Lebensgewohnheiten, Eigentümlichkeiten und Instinkten durchaus nicht geringeres Interesse verdienen als die Säugetiere oder Vögel. Gerade dafür ist die lebensvolle Darstellung dieses Bandes ein schlagender Beweis, und gerade darum wird er Tierfreunden, insbesondere Aquarien- und Terrarienbesitzern, hoch willkommen sein. Seine Bearbeitung hat sich natürlich streng nach dem bewährten Plane gerichtet, der für den ganzen „Brehms Tierleben“ gilt. Zugrunde gelegt sind die entsprechenden Bände der unter Professor Dr. Otto Straßens Oberleitung von hervorragenden Gelehrten geschriebenen vierten Auflage der großen Ausgabe von Brehms klassischem „Tierleben“, aber unter besonderer Berücksichtigung der einheimischen Formen selbständig gefügt und geschickt bearbeitet für die Bedürfnisse aller derer, die von der Anschaffung des Hauptwerkes aus äußeren Gründen absehen müssen, sowie für die Benutzung durch die Jugend und in der Schule. Darum ist das Schwergewicht auf Lebensschilderungen und Beobachtungen der neuieren Tierpsychologie, daneben auch auf die Darstellung des anatomischen Baues der Tiere gelegt, ausgeschlossen dagegen alles, was die Unbelangenheit junger Seelen gefährden könnte oder nur für Fachleute Interesse bietet. Nicht genug gerühmt werden kann die bildliche Ausstattung des auch mit einem ausgezeichneten Register versehenen Werkes. Sie ist ganz außergewöhnlich reich, und neben den vielen Bildern im Text fallen als herrliche Beigabe die von den angesehensten Tiermalern geschaffenen Farbentafeln, etwa der Focelle, des Perings, des Dales, der Fauneidechse, der Kreuzotter in die Augen. Unmittelbare Nähe aber in das Leben und Treiben der Tiere gewahren die oft mit unendlicher Mühe und Geduld gemommenen Naturphotographien, die wohl das Schönste und Lehrreichste sind, was auf diesem Gebiete vorgelegt werden kann. So sind Text und Illustration des höchsten Lobes würdig und ganz danach angehen, auch diesen Bände rascheste und weiteste Verbreitung in Haus und Schule zu sichern.

**Derstede rätsel.**

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.  
Jena — Wiedermann — Angschweiß — Stammbaum  
— Zuckerrüben — Faltengel — Hauptwort — Jhna  
— Duderstadt — Langjuche — unterdrückt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Königszugs in voriger Nummer:  
Ein jeder Wechsel schreut den Glücklichen.